

Gastkolumne

Bei vorlauten
Gastgebern
will niemand
verhandeln

Der Genfer Gipfel war ein Erfolg für die Schweiz. Zustande kam er nicht wegen schrillen Aktivismus, sondern dank Diskretion



Paul Widmer

Die Schweiz hat sich diese Woche mit dem Gipfeltreffen in Genf gut in der Weltpolitik positioniert. Das gefällt allen. Aber morgen schon werden viele Politiker und Kommentatoren wieder alles unternehmen, um solche Dienste zu erschweren. Sie werden lauthals nach staatlichen Sanktionen, nach Verurteilungen von anderen Staaten und einer profilierten Rolle im Uno-Sicherheitsrat rufen.

Doch mit einer solchen Politik holt man keine Gipfeltreffen nach Genf. Nicht nur Staaten wie China hält man davon ab. Wenn die Schweiz an Guten Diensten interessiert ist, muss sie eine solide Neutralitätspolitik betreiben, ihre eigene Meinung zurücknehmen und diskret auftreten. Dem Frieden in der Welt ist mit einer Gesprächsplattform für verfeindete Staaten alleweil mehr gedient, als wenn die Schweiz in den Chor der anderen einstimmt.

Dazu eine persönliche Erinnerung vom Gipfeltreffen von 1985.

Am 1. Juli 1985 sprach ich im amerikanischen Ausussenministerium bei Tom Simons vor, dem Direktor für sowjetische Angelegenheiten. Er informierte mich über den Stand der Abrüstungsverhandlungen. Am Schluss, als ich mich erheben wollte, fragte er wie beiläufig, ob die Schweiz bereit wäre, das erste Gipfeltreffen zwischen US-Präsi-

dent Reagan und Parteichef Gorbatschow zu beherbergen. Wie bitte? Ein Treffen in Genf? Kaum zu fassen. Natürlich war die Frage ein Understatement. Simons wusste um unser grosses Interesse. Im Übrigen war zwischen Washington und Moskau schon alles abgesprochen. Schelmisch fügte er an, morgen werde der amerikanische Botschafter in Bern offiziell anfragen.

Schleunigst sandte Botschafter Klaus Jacobi einen Telex nach Bern, um das EDA vorzuwarnen. Tatsächlich erfolgte am 3. Juli eine gemeinsame Demarche des amerikanischen und des sowjetischen Botschafters mit der Anfrage, ob die Schweiz am 19./20. November ein Gipfeltreffen in Genf organisieren würde.

Die Schweiz hatte nichts getan, um sich in den Vordergrund zu schieben. Die Anfrage kam aus heiterem Himmel - aber nicht zufällig. Vielmehr war sie Frucht jahrzehntelanger Arbeit. Den Ausschlag für Genf dürften zwei Faktoren gegeben haben: die vorzügliche Infrastruktur und die Schweizer Neutralität.

Genf hat einen unschlagbaren Vorteil für solche Treffen. Die meisten Staaten verfügen dort über grosse Missionen mit diplomatischem, technischem und sicherheitspolitischem Personal. Das erleichtert die Durchführung. Dann sind die Genfer Behörden geschult im Umgang mit Diplomaten. Sie haben ein erfahrenes Protokoll, das mit dem EDA solche Anlässe bewältigen kann. Dazu kommen noch touristische Trümpfe.

Ebenso wichtig ist das politische Umfeld. Nicht brillante Auftritte mit viel Eigenprofil, sondern Diskretion und Professionalität im Hintergrund sind gefragt. Die Gipfelteilnehmer müssen sich darauf verlassen können, dass sich der Gastgeber nicht in den Vordergrund drängt. Dieses Vertrauen erwirbt man



Der Bundesrat lud Präsident Reagan auch zu einem Empfang durch den Gesamtbundesrat nach Bern ein. Doch Reagan lehnte ab.

nur mit einer über die Jahre ausgeübten Neutralitätspolitik. Das Gipfeltreffen in Genf war eine Belohnung für die Schweizer Neutralität während des Kalten Kriegs.

Die Schweiz hat die Aufgabe im Grossen und Ganzen sehr gut erfüllt. Aber ganz makellos verlief der Gipfel nicht. Der Bundesrat konnte der Versuchung nicht widerstehen, für die Schweiz noch etwas mehr herauszuholen zu wollen. Er lud Präsident Reagan auch zu einem Empfang durch den Gesamtbundesrat nach Bern ein. Doch Reagan lehnte ab. Schliesslich kam er nicht wegen der Schweiz. So musste sich der Bundespräsident mit bilateralen Gesprächen am Rand des Genfer Treffens begnügen.

Bundesrat Kurt Furgler hat die Schweiz staatsmännlich vertreten. Aber die Gäste empfanden das bilaterale Arrangement doch eher als Pflichtübung. Dies bekam man erst später zu spüren. Als die Schweiz bei einem nächsten Treffen wiederum einen Auftakt mit bilateralen Gesprächen vorschlug, lautete die Antwort: Wenn sich die Schweiz nicht mehr mit der Rolle des Gastgebers begnügen wolle, dann müssten die USA halt derartige Anlässe in einem Land durchführen, das noch bereit sei, seinen Part ohne weiterreichende Ansprüche zu spielen. Tatsächlich kam es dann zu einem langen Unterbruch. Die beiden Grossmächte trafen sich in Reykjavik, Helsinki, Ljubljana, Malta und anderswo, aber nicht mehr in Genf.

Das Fazit: Gute Dienste und prestigebedachte Aussenpolitik vertragen sich schlecht. Das eine setzt dem anderen Grenzen. Der Bundesrat tut gut daran, sich an diese Logik zu halten.

Paul Widmer ist Diplomat und Sachbuchautor.



Medienkritik

Die Kraft der
persönlichen
Präsenz

Aline Wanner

Ein Ereignis dominierte diese Woche die Medien: In Genf trafen sich US-Präsident Joe Biden und Russlands Präsident Wladimir Putin. Man erfuhr, dass die Staatsmänner miteinander über die angespannte Beziehung ihrer beiden Länder, über die Konflikte in der Ukraine, in Weissrussland, in Iran und in Syrien und natürlich über die Corona-Pandemie sprechen wollten. Die ganz grossen Linien also.

Mindestens ebenso wichtig aber schieben kleinere Fragen. Schon lange vor dem Gipfel berichteten Reporter und Korrespondenten ihren Lesern und Zuschauerinnen von der abgesperrten Genfer Innenstadt, von Problemen im Verkehr, von 4000 Sicherheitskräften und vor allem, wo Biden und Putin übernachteten: der Amerikaner im 5-Sterne-Hotel Intercontinental (in einer luxuriösen Suite im 18. Stock mit privatem Hammam für 32148 Dollar die Nacht), der Russe im «Mandarin Oriental» (in einer Suite mit privatem Hammam und Massageraum).

Es war diese Mischung aus Weltpolitik und Boulevard, aus Auslandberichterstattung und Lokaljournalismus, die das Ereignis zu einem Lehrstück über moderne Aufmerksamkeitsökonomie machten. Es braucht gute, bekannte Figuren, im Idealfall alte Feinde. Es braucht Spannung, Prunk, Geheimnisse, das Potenzial zum ganz grossen Drama.

Und die vielleicht wichtigste Zutat in dieser Geschichte einer - im Ergebnis dann doch eher langweiligen - Zusammenkunft ist etwas, das wir in den vergangenen Monaten im Zeichen der Videokonferenz beinahe vergessen haben: Nähe. Tausende (!) von Journalisten reisten aus der ganzen Welt in die Schweiz, um vor Ort über dasselbe Treffen zu berichten, das ohnehin hinter verschlossenen Türen stattfand. Es beweist: Nichts ersetzt die Spannung, die durch persönliche Präsenz entsteht. Auch nicht im Journalismus.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

Brachialkommunikation in der Familie



Patrick Imhasly

Man kann nicht nicht kommunizieren. Oder: «Kommunikation ist immer Ursache und Wirkung.» Mit diesen Einsichten von Paul Watzlawick versuchen sogenannte Kommunikationsberater, potenziellen Kunden ihre Dienste zu verkaufen. Meistens handelt es sich dabei um den durchsichtigen Versuch, belesen zu wirken. Doch der 2007 verstorbene österreichische Philosoph wusste, wovon er sprach. Denn er war auch Familientherapeut, und nirgends ist die Kommunikation anspruchsvoller, vielfältiger und widersprüchlicher als im Kreis der Geliebten.

Ich zum Beispiel habe die Angewohnheit, mit meiner Frau redundant zu kommunizieren. Das bedeutet, dass ich mehrere Male das

Gleiche sage, allerdings in stets anderen Worten oder aus unterschiedlichen Perspektiven. Will ich sie darauf hinweisen, dass wir das Zimmer des Ältesten neu einrichten sollten, dann kleide ich diese Botschaft einmal in die Worte «Er hat seine Lego-Raumschiffe seit fünf Jahren nicht mehr angeschaut», das andere Mal stelle ich ostentativ fest, wie alt und hässlich das Bücherregal in seinem Zimmer sei. Meine Frau ist dann immer verwirrt, weil sie das Gefühl hat, es komme jeweils etwas Neues von mir.

Auch denke ich sehr laut und formuliere manchmal Dinge nur so für mich, die eigentlich gar nicht zum Kommunizieren bestimmt sind. Wenn ich feststelle, dass das Backblech auch schon sauberer gewesen sei, empfinde ich meine Frau das als Kritik an ihrem Anteil an der gemeinsamen Hausarbeit. Sie weiss dafür oft, was ich sagen will, bevor ich überhaupt dazu gekommen bin, einen Gedanken auszuformulieren. Beginne ich nach einem leichten sommerlichen Essen mit Salat, Früchten und Käse etwa den Satz: «Letztes Jahr, da habe ich auf dem Markt ...», dann unterbricht sich mich und sagt: «Da hast du eine Jolly-Melone gekauft, die so süss und

schmackhaft war wie keine Melone zuvor.» Ich reagiere dann eingeschnappt und werfe ihr vor, dass sie mir in den Kopf steigen wolle und mir gar nicht zuhöre. Das Verrückte ist, dass sie meistens recht hat.

Unsere beiden Söhne wiederum sind Meister der sogenannten Brachialkommunikation. Statt Konflikte mit Argumenten auszutragen, greifen sie gern zu handfesten Mitteln. Um den Kleinen zu ärgern, hat der Grosse ihm früher das Sackgeld versteckt. Jetzt tippt er auf dessen Handy so lange den falschen Code ein, bis das Gerät endgültig gesperrt ist - und gegen eine Gebühr von 20 Franken im Fachgeschäft entsperrt werden muss. Der Kleine rächt sich mit einem Geschrei, als ginge es um sein Leben. Und wenn sie mit uns Eltern kommunizieren, dann tun sie das in erster Linie über das Teilen von Zombie-Serien auf Netflix oder Youtube-Videos von Sneakers-Händlern.

Das Besondere an der innerfamiliären Kommunikation ist: Man kann über eingeschliffene Muster reden und sich vornehmen, beim nächsten Mal nicht wieder in dieselbe Falle zu tappen - um genau das zu tun. Warum dem so ist, wird mir wohl auf



«Wier gää nid z spaat!» Dann meinen alle, wir würden noch mindestens eine halbe Stunde bleiben.

ewig ein Rätsel bleiben. Ebenso, warum man auf der Arbeit viel nachsichtiger mit seinen Mitmenschen umgeht als zu Hause. Oder haben Sie schon einmal eine Arbeitskollegin so richtig zusammengestaucht, weil sie den Kühlschrank in der Küche des Büros einen Spalt weit offengelassen hat?

Die grösste kommunikative Herausforderung indessen ist, dass in unserer Familie eine babylonische Sprachverwirrung herrscht. Ich spreche einen Walliser Dialekt, der auch nach Jahrzehnten in der Diaspora recht urtümlich geblieben ist, meine Frau eine Art Baselbieter Mundart und unsere beiden Söhne ein breites Berndeutsches. Das führt regelmässig zu Situationen wie dieser: Sind wir irgendwo eingeladen, und ich möchte nach Hause aufbrechen, erkläre ich meiner Familie: «Wier gää nid z spaat!» Dann meinen alle, wir würden noch mindestens eine halbe Stunde bleiben - und machen es sich nochmals gemütlich. Doch meine Botschaft hat eigentlich gelautet: «Ich will aufbrechen, und zwar sofort!»

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».